









# Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreußischen Zeitung“.

Nr. 22.

Elbing, den 27. Januar.

1892.

## Diplomaten in der Sommerfrische.

Original-Novelle von Ferd. Schifhorn.

13) Nachdruck verboten.  
Das junge Mädchen war den Worten des Marquis mit der gespanntesten Aufmerksamkeit gefolgt und blickte ihm jetzt mit dem tiefen Ernste ins Auge, welcher diesen intelligenten Jüngen den Ausdruck fast männlicher Reife verlieh.

„Ich will die mir zuge dachte Mission gerne als einen Beweis Ihrer hohen Meinung von mir auffassen, Herr Marquis,“ sagte sie, „der Gedanke, welcher mich hierzu erwählte, entpringt jedoch aus einem Irrthume, mit dessen Berücksichtigung jede weitere Erörterung von selbst entfällt; deutsche Frauen beschäftigen sich nämlich — im Gegenlage zu den französischen, wenn ich recht berichtet bin — wenig mit Politik, und wenn doch, so halten sie sich doch nicht für berechtigt, ihre persönliche Meinung als Richtschnur des Völkerverkehrs geltend zu machen, und würde daher das Unterfangen eines jungen unerfahrenen Mädchens mit Recht als lächerliche Vermessenheit beurtheilt werden.“

„Verzeihung, Fräulein, daß auch ich einen Irrthum zu berichtigen wage,“ nahm der Marquis eifrig das Wort, „nicht um die Geltendmachung Ihrer persönlichen Meinung handelt es sich hier, sondern darum, ob das Wohl dieses Landes unter dem berechtigtesten Grimme eines siegreichen Feindes zermalmt oder von einem wohlwollenden Bundesgenossen geschont werden soll — ein einfaches Rechenexempel, wie Sie sehen, dessen Richtigkeit nur dem besangenen Blick eines warmherzigen Patrioten entgehen kann; ein solcher Patriot aber, verehrtes Fräulein, ist Ihr Lehrer und väterlicher Freund, und die gefährliche Täuschung —“

„Ich verstehe, Herr Marquis,“ unterbrach Nelly den Redner mit vor Anmuth gerötheten Wangen, „legt aber die Täuschung wirklich so gewiß auf der Seite meines Lehrers? — Ist das Kriegsglück nicht wankelmüthig, wie jedes Glück?“

Der Marquis lächelte. In seinen Augen waren diese Fragen mindestens naiv. Auf der einen Seite des großen Frankreichs sieggewohntes

Heer, dessen Fahnen im Laufe weniger Jahre in drei Welttheilen auf feindlichem Boden sich entfaltet, auf der andern des zerrissenen uneinigten Deutschlands zusammen gewürfelte Truppen, die kaum einmal das Pulver gerochen — nur ein kleines Mädchen konnte da noch zweifeln.

„Der Sieg Frankreichs ist so gewiß, Fräulein,“ erwiderte er, „daß ich ruhig die Hälfte meines Vermögens dafür zum Pfande geben würde.“

„Wohlan denn, dann täuschen Sie sich gleichwohl in dem Charakter meines Lehrers, Herr Marquis,“ sprach Nelly jetzt mit blühenden Augen, „hat er sich wirklich für eine Sache begeistert, dann möchte es Ihnen leichter gelingen, die alten Ulmen dort auf dem Hügel mit Ihrer Hand zu entwurzeln, als ihn durch Warnung vor irgend einer Gefahr irre zu machen; was aber mich betrifft, so kann es für mich in diesem Falle keine andere Aufgabe geben, als ihm, dem edlen Freunde, für seine, wenn auch verlorene Sache mein Hab und Gut, ja mein Herzblut zur Verfügung zu stellen — das ist kein Rechenexempel zwar, Herr Marquis, aber die Pflicht eines deutschen Mädchens!“

Noch ein heiser, flammender Blick, ein stolzes leichtes Neigen des schönen Kopfes, und dann verschwand die düstige Gestalt den erstaunten Blicken des französischen Edelmannes, welcher derselben in einem geradezu unbeschreiblichen Zustande nachstarrte.

Alle seine reichen Erfahrungen über die Frauenwelt waren von diesem sechszehnjährigen Kinde mit einem Male über den Haujen geworfen, welches weder kokett noch püpplich, weder eitel noch geschwätzig, seine Ueberlegenheit gar nicht zu fühlen schien, seinen feinsten Combinationen, seiner kühnsten Weltgewandtheit spottete.

„Weim Himmel,“ sagte er sich, die heiße Stitze mit dem Sacktuche kühlend, „wenn die deutschen Männer diesen Mädchen gleichen, dann stünde es schlimm um unsere Siegeshoffnungen, und wir thäten besser, — aber glücklicherweise gleichen sie denselben: so wenig, wie Holzapfel einer Apfelsine,“ unterbrach er sich, das eigene momentane Angstgefühl belächelnd, „da haben wir den grünen Jungen, der darnach schmachtet, die Feder mit dem gefährlichen Degen zu vertauschen, die beiden Heidelberger Herkulesse, die ihre Kraft im Salamanderreiben vergeuden, da

den alten glücklichen Bramarbas von einem Obersten, einen Professor, welcher über seinen Büchern blind und blöde geworden ist, und endlich diesen wunderlichen Candidaten, der eine Frau regieren will, während er nicht einmal seiner Hände und Füße mächtig ist — wahrhaftig, ich glaube, die ganze Gesellschaft ergriff vor dem Stöße eines französischen Tambour-Major die Flucht — nein, die Männer gleichen Gott sei Dank, diesem deutschen Mädchen nicht, welches für all' diese Tröpfe — doch halt, Marquis, erst der Sieg, dann die Beute — gehen wir an die Arbeit und hüten wir uns vor Ueberraschungen.“

Damit ging der Marquis seiner Wohnung zu; um dieselbe den ganzen Vormittag nicht mehr zu verlassen.

## IX.

### Gewitterschwüle.

Die Gesellschaft im Bernhart'schen Hause hatte sich stark gelichtet; der Oberst war mit seinen Töchtern und in Begleitung des Professors, welcher in Fräulein Tinnen eine unerwartet gelehrige Schülerin gefunden hatte, unmittelbar nach dem gemeinschaftlich eingenommenen Frühstücke in die Residenz, der Vergrath mit seiner Familie in die eigene, nahegelegene Sommerfrische zurückgekehrt. Vor der Trennung hatte man sich insolge einer Einladung Tannens ein Rendezvous auf Schloß „Treuenfels“ gegeben, von wo aus man die gleichnamige, äußerst interessante Ruine besuchen wollte.

Diese Einladung, welche den bisherigen einfielerischen Gewohnheiten der Dame schnurstracks widersprach, war übrigens keineswegs der Gesellschaft, sondern lediglich dem Direktor zu Liebe erfolgt, welcher den Wunsch, die in Treuenfels von dem verstorbenen Besitzere angehäuften Maritäten, wie auch jene Ruine zu besichtigen, ausgesprochen, oder vielmehr in zarter Weise angedeutet hatte.

Selbstverständlich ging es im Hinblicke auf den jungfräulichen Stand der Besitzerin nicht wohl an, einen Herrn ganz allein als Gast zu empfangen, da aber andererseits eine Gesellschaft weniger Personen die Bewegungsfreiheit der einzelnen allzusehr beengte, entschloß sich die Dame zu dem Opfer, die Räume ihres einsamen Schlosses ausnahmsweise mit Gästen zu füllen.

Kath Bernhart war, nachdem sich seine Gäste verabschiedet, zum zweiten Glase Kaffee nebst dem dazu gehörigen Tschibui zurückgekehrt, zu welchen Gemüthen er als dritten die Beküvre der eingelassenen Tagesblätter zu gesellen pflegte.

Auch Ferta, sowie Nelly und Hermann fanden sich bald wieder in der Laube ein, wo man das Frühstück eingenommen, Erstere, um das neueste Mode-Journal zu durchblättern, die beiden Letzteren, um sich ebenfalls in die politischen Journale zu vertiefen.

Hermann wunderte sich über diese ver-

schiedene Geschmacksrichtung der beiden Damen nicht mehr; hatte er doch schon in den wenigen Stunden seiner Anwesenheit im Hause des Bruders die Thatfache festgestellt, daß seine junge Base entschieden verbildet sei und sich — leider unter Billigung und Anleitung seines Bruders — mit Dingen beschäftigte, welche für ihr Alter und Geschlecht unpassend waren.

Wäre er ganz aufrichtig gegen sich selbst gewesen, so hätte er gleichzeitig noch eine andere Thatfache feststellen können, nämlich, daß Nelly für diese Dinge ein so merkwürdiges Verständnis zeigte, daß er, der seine Studien nicht mit allzugroßer Gewissenhaftigkeit getrieben, dem verbildeten Mädchen gegenüber schon wiederholt in ein Gedränge gerathen war; allein wie die meisten Menschen, war auch Hermann gegen sich selbst am wenigsten aufrichtig und betrachtete das Thun und Lassen Nelly's mit um so kritischerem Auge. So ruhte sein Blick auch jetzt, während er den Vortartikel überflog, von Zeit zu Zeit auf den Zügen der jungen Leserin, wobei ein recht malitöses Lächeln seine Lippen umspielte. Was konnte das thörichte Mädchen von all' dem, was es da las, verstehen? Zwei Drittel davon waren ja ohnedies erfunden, oder doch je nach dem Parteistandpunkte des Blattes gewendet und gefärbt, das thatsächlich Wahre aber war nur dem verständlich, welcher zwischen den Zeilen zu lesen verstand — und das — so meinte Hermann wenigstens — lernt sich nicht so leicht, wie Geographie, Geschichte, Mathematik und sonstiger Schulkram.

Indessen, ob Nelly das, was sie las, verstand, oder nicht, so viel war zweifellos, daß ihre Augen während des Lesens immer größer und dunkelnder, ihre Wangen immer glühender wurden, nicht anders, als läse sie das aufregendste Kapitel eines Sensationsromans, und daß sie in dieser Aufregung trotz aller Verbildung so liebreizend aussah, daß es dem jungen Offizier nicht wenig Mühe kostete, sein Auge endlich von dem reizenden Bilde ab und wieder seinem Journale zuzuwenden, um zu entdecken, welche sensationellen Nachrichten etwa solche Wirkung üben konnte.

Und siehe da, kaum hatte er die ersten Zeilen des zweiten Artikels gelesen, als auch er, mit flammender Röthe auf dem Antlitze, Spalte um Spalte verschlang, ohne zu ahnen, daß nun die Blicke des jungen Mädchens, welches den Artikel zu Ende gelesen, hoch aufathmend und mit sichtlichem Wohlgefallen auf seinen Zügen ruhten.

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

— Eine „schwere“ Operation hatte vor einigen Tagen der Anatomiegehilfe Sauverre vom „Museum der Naturgeschichte“ in

**Paris** auszuführen. Es handelte sich darum, einem besonders wilden Panther einen eingewachsenen Nagel mit einer Beißzange abzuknipsen. Das Thier, ein schwarzer Panther aus Java, war mittels einer verstellbaren Bretterwand an seinem Käfig an das Gitter gedrängt worden, und es war leicht, sich durch die Stäbe seiner kranken Pfote zu bemächtigen und den nöthig gewordenen Eingriff zu vollziehen, ohne daß das Thier gegen den Operateur etwas unternehmen konnte. Zwischen die Bretter und das Gitter gepreßt, muß es in seiner Profilstellung verharren und hat keinen Spielraum zum Bewegen. Alles, was es thun kann, ist, zu versuchen, mit der Vorderpfote zwischen die Thür hindurch nach dem Operateur zu schlagen. Das that die Bestie auch, aber nur mit dem Erfolge, die Jacke des Gehilfen zu zerfetzen und ihm die Haut an der linken Schulter ein wenig zu zerkratzen. Der schwarze Panther ist eins der bössartigsten Thiere der Menagerie. Er gehört ihr seit zwölf Jahren an und ist noch so scheu und unbändig wie am ersten Tage. Außer ihm hat die Menagerie des „Museums“ oder „Pflanzengartens“ noch einen schlimmen Kostgänger, das ist eine Tigerin, die so wild ist, daß man sie nicht einmal mit einem männlichen Tiger zusammenbringen kann, da sie ihn sonst tödten oder von ihm getödtet werden würde. Die Thiere der Menagerie müssen, so wird der „Rostischen Ztg.“ aus Paris geschrieben, oft ärztlich behandelt werden, und Sauerre ist es, der sich dieser nicht immer dankbaren Arbeit zu unterziehen hat. Die Weibchen der großen Katzen gerathen zeitweilig in verliebte Aufregung, und da die Gefangenschaft auf die Männchen einen sehr niederdrückenden Einfluß hat und sie wenig zärtlich stimmt, muß man die Nerven der Löwen-, Tiger- und Leoparden = Damen mit starken Gaben Bromfali beruhigen. Der Elefant hat andere Schmerzen — er leidet an kranken Zähnen, von denen der eine kürzlich gefüllt werden mußte. Während der Zahnarzt bohrte und feilte, sprach der Wärter dem klugen Thiere zu, das geduldig alles mit sich gesehen ließ und nur durch lebhaftes Hin- und Herschwingen des Rüssels zu erkennen gab, daß es sich nicht behaglich fühle. Als die Operation vollendet war, zeigte das Thier große Befriedigung und tastete wiederholt lieblosend mit dem Rüsselfinger nach dem Zahnarzt. Ein anderer Dickhäuter, das große Flußpferd, hat vom vorigen Winter her eine kranke Haut, frostbeulartige Schwellungen und Risse, die bei der gegenwärtigen Kälte schlimmer geworden sind und Pflege erfordern.

Man reibt ihm die kranken Stellen mit Borvaseline ein, und das brave Thier grunzt vor Vergnügen, wenn dies geschieht. Eine sehr schwankende Gesundheit hat der große braune Bär, und daran ist die Liebe, aber auch die Bos- und Dummheit der Besucher des Pflanzengartens schuld. Sie geben dem Braunen allerlei zu essen, und Herr Bez nimmt Alles an, verschluckt es, ohne es recht zu besehen. Selbst wenn es nur Brot oder Mütze oder Aepfel sind, thut es ihm nicht gut, weil er sich den Magen überlabet; aber wie oft reichen ihm böse Buben Papierknäuel, alte Stiefel, Zeitungen, abgelegte Mützen und Aehnliches, was der Bär ebenfalls frißt! Natürlich bekommt ihm das sehr schlecht und er hat am nächsten Tage keinen Appetit, ja sogar Magenschmerzen, bei denen er höchst kläglich anzusehen ist. Er ist ein guter Kranker; er behandelt seinen Pfleger lebenswürdig, nimmt die Arzneien eben so willig wie die Stiefelsohlen, die ihn krank machten.

— **Auch eine Mordgeschichte.** Der Bauer P. in Chimilin (Departement Jfère in Frankreich) verträgt sich sehr schlecht mit seinem Schwiegerjohn. Eines Tages klagte er einem Nachbar, einem gewissen Duclos, der sich durchaus keiner fleckenlosen Vergangenheit erfreut, sein Leid. Duclos versprach, die Sache zu ordnen. Nur 25 Francs forderte er, um den Schwiegerjohn ins Jenseits zu befördern. P. ging auf den Handel ein, und schon nach einer halben Stunde führte Duclos den P. zu seinem Schwiegerjohn, der mit Blut bedeckt, ohne Lebenszeichen dalag. Für weitere 10 Frcs. erbot sich Duclos, ein Grab zu graben und das Opfer zu verscharren. In Gegenwart des P. versenkte er denn auch den Leichnam in die Grube und ersuchte seinen Auftraggeber, während er das Grab zuschüttete, ihn im Café zu erwarten. P. entfernte sich und nach kurzer Zeit kam auch Duclos ins Café. Zahlreiche Schnäpse besiegelten den Handel und gemeinschaftlich verließen Beide das Café. Aber, o Graus! Auf der Straße bemerkte P. seinen Schwiegerjohn, der ihm Gesichter schnitt! — Halbtodt vor Schrecken wandte er nach Hause, während Mörder und Gemordeter auf seine Kosten lustig weiter kniepten. Der Schwiegerjohn hatte, mit Hühnerblut bepinselft, den Todten gespielt, um P. glauben zu machen, daß der Mord vollbracht sei.

— **Das Tagebuch der Hozakas.** Eine japanische Zeitung beschreibt ein interessantes Tagebuch im Besitze eines wohlthutenden Gutsbesitzers in der Provinz Koshin, mitten auf der Hauptinsel des Mikadoreiches. Das

Tagebuch ist seit nunmehr 300 Jahren regelmäßig geführt worden; angelegt hat es ein Vorfahr des jetzigen Eigentümers, Namens Hozaka, zur Zeit des Sturzes der Familie Tokeda, die unter der Regierung des großen japanesischen Herrschers Yoritomo Herrin der Provinz Koshin war. Die Affairen der Familie Hozaka während der drei Jahrhunderte haben sich ohne erhebliche Ereignisse abgemickelt. Keines der aufeinander folgenden Familienhäupter zeigte eine hervorstechende Geistes- oder Thätigkeit, wohl aber waren die Hozakas gleichmäßig gewissenhaft in der Führung ihres Familienjournals, dem sie sogar tägliche Eintragungen über das Wetter einverleibten. Als neulich in der Nachbarschaft zwischen zwei Familien ein Streit um den Vorrang entstand, weil jede behauptete, sie sei die Original-, die andere nur die Nebenfamilie, kamen die Aufzeichnungen der Hozakas zu Ehren. Man durchforschte auf Anrufen der streitenden Parteien das Tagebuch und fand thatsächlich eine Notiz über ein großes Festessen, das ein Ahne der einen Partei dem Verründer der Seitenlinie aus Anlaß des Stammbaumwachstums gegeben hatte; die Beschreibung zählte sogar sämtliche Gänge jenes Mahles auf, ließ also an Glaubwürdigkeit nichts zu wünschen und löste folchergestalt die Streitfrage in Wohlgefallen auf. Das abenteuerliche Tagebuch hat übrigens im Laufe der Zeit natürlich auch einen abenteuerlichen Umfang gewonnen; es füllt acht Truben, jede von fünf Fuß Länge, zweieinhalb Höhe und zwei Breite, — acht Denkmale für den musterhaften Fleiß der Tagebuchfamilie Hozaka.

## Land- und Hauswirthschaftliches.

**§ Zur Bekämpfung des Rothlaufes und der Bräune bei den Schweinen.** Die gefürchtetsten Krankheiten der Schweine sind bekanntlich der Rothlauf und die Bräune. Davon befallene Thiere sind gewöhnlich rettungslos verloren, und diese Epidemien verursachen kleinen wie großen Besitzern den empfindlichsten Schaden. Sind diese Seuchen einmal ausgebrochen, so sind gewöhnlich alle Mittel zur Bekämpfung vergeblich, es ist daher allen Schweinzüchtern dringend anzurathen, die Ursachen dieser Epidemien rechtzeitig zu bekämpfen. Die Ursachen sind wahrscheinlich mikroskopisch kleine Pilze oder Bacillen. Woher sie entstehen, weiß man nicht genau, aber soviel ist gewiß,

daß Unreinlichkeit in den Ställen, Futtertrögen u. s. w. die Entstehung und Vermehrung dieser Bacillen ungemein begünstigt, es ist daher in den Ställen größte Reinlichkeit und öfteres Reinigen zu empfehlen. Holzböden in Schweineställen sind sehr nachtheilig, weil sie sich am schwersten reinhalten lassen und den Ratten Zutritt zu den Schweineställen gewähren, die Ratten aber den Schweinen viel Krankheitsstoffe zutragen. Zu empfehlen sind für Schweineställe gepflasterte oder cementirte, gut bestreute und täglich zu reinigende Böden. Nach der Reinigung der Ställe ist es zu empfehlen, wenigstens wöchentlich einmal mit einer Lösung von übermangansaurem Kali die Böden zu reinigen. Man nimmt einen Eimer lauwarmes Wasser und wirft in denselben 15 bis 20 Körnchen übermangansaures Kali, bis das Wasser leicht roth wird. Für 20 Pfennig übermangansaures Kali reicht ein halbes Jahr. Den Eimer spült man später aus.

**§ Aufthauen eingefrorener Abflusrohre.** Ein Mitarbeiter der „Ill. Ztg. für Blechindustrie“ beschreibt in der „Badeschen Gewerbe-Ztg.“ eine einfache Vorrichtung, mittelst welcher es gelingt, eingefrorene Abflusrohre von Spülsteinen oder Dachrinnen leicht und ohne Gefahr für das Rohr aufzuthauen. Es wird hierzu ein 50 cm langer und 30 cm weiter halbcylindrischer Behälter aus Eisenblech gefertigt, in welchem sich wieder ein halbcylindrischer Ausschnitt von etwa 10 cm Durchmesser befindet; der Querschnitt des Behälters ist demnach halbringförmig. Der Behälter wird durch einen abnehmbaren Deckel hindurch, welcher den oberen Boden bildet, mit glühender Holzkohle gefüllt; um das Brennen der letzteren zu unterhalten, ist der Behälter ringsum mit Zuglöchern versehen. Ein eiserner Stiel, der sich in eine längere Holzstange fortsetzt und mit dem Behälter durch Verschraubung verstellbar verbunden ist, gestattet die Vorrichtung an verschiedene Stellen des aufzuthauenden Rohres hinzuzuführen. Eine nähere Erklärung über die Handhabung des Apparates wird kaum erforderlich sein. Man beginnt mit dem Aufthauen des Rohres von unten und schreitet in dem Maße nach oben fort, als die Eismasse geschmolzen wird; in gewissen Fällen kann dieselbe, indem sie sich in dem Rohre löst, aus dem letzteren von unten in größeren Stücken entfernt werden, wodurch viel an Zeit gewonnen wird.